

György
Konrád
Der
Komplize

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1220

Hier sitzt er, der Erzähler, im Alter von fünfundfünfzig Jahren, auf der Bank im Garten einer kleinen Nervenheilanstalt. Vor Jahresfrist wurde er zur zwangsweisen Behandlung eingeliefert; doch diese Maßnahme, diese Form einer Endstation, ist ihm gar nicht unwillkommen gewesen.

Er denkt über seine Geschichte nach: Jugend, Heirat, Verhaftung; die Teilnahme am Krieg: als Soldat, Partisan, Gefangener, Spion, sowjetischer Offizier und Sieger; als Propagandist nach dem Krieg, in der Zeit des Deliriums im Jahr 1949, Mitwirkender am Ausbau der totalen Macht; als Chef der Politischen Polizei. Hier endet der Aufstieg, der Weg führt in die Folterkammer, zum Todesurteil. In den sechziger Jahren beginnt er mit gesellschaftlichen Forschungen; seine Position festigt sich, das Leben wird angenehm, er reist ins Ausland. Seine Arbeit aber zieht die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei auf sich; nach der Haussuchung folgt die Verhaftung. Dies alles überdenkt er.

György Konrád
Der Komplize

Roman

Aus dem Ungarischen
von Hans-Henning Paetzke

Suhrkamp

Originaltitel: *A cinkos*

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1985

suhrkamp taschenbuch 1220

© Editions du Seuil Paris 1980

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1980

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37720-8

Wer sich für die Anstalt entscheidet, der sagt sich von der Staatskultur los, die nicht bloß Beschränkungen auferlegt, sondern auch Schutz bietet. Ich habe mich zu jenen zurückgezogen, von denen ich keinen Schutz erwarten kann. Sie kämpfen mit niemandem, auf sie ist niemand neidisch, von hier aus kann man tiefer nicht mehr sinken. Nach so vielen Gefängnisjahren hat es mich nach Hause getrieben, obwohl ich auch hier Gefangener bin, sogar in meinen Kopf greifen sie hinein: von Zeit zu Zeit bröckeln sie durch chemische Präparate, durch Strom ein Stück meines Bewußtseins ab.

Wenn mich niemand ernst nimmt, lassen sie mich in Frieden, und ich hänge meinen Gedanken nach. Ich beschneide Obstbäume, verputze Ziegel, am Nachmittag überkommt mich rechtschaffene Müdigkeit. Es gibt keine Verantwortung, die mich zu irgend etwas veranlassen könnte, und sei es auch nur die Bevormundung einer Katze. In meinen zweihundert Mitkranken erkenne ich zweihundert Meister, ich versuche, sie aus mir heraus zu verstehen, jeder weiß etwas, was ich nicht weiß. In dieser Gemeinschaft der Graukittel habe ich dennoch mehr Freiheit als unsere Kontrolleure in Weiß. Mein Selbstwertgefühl auf dieser sehr niedrigen Stufe der gesellschaftlichen Rangleiter nährt die Kulturkritik einer kleinen Nervenheilstalt durch Vermutungen von Unabhängigkeit.

An mir gibt es nicht viel verwundbare Stellen, wenn ich hacke, ist es genug, daß ich hacke, wenn ich esse, ist es genug, daß ich esse. Ich will für nichts Belohnung, für nichts Rache. Alles, was mir noch passieren kann, ist gut. Ich möchte nie mehr Hausherr sein wollen, immer nur Gast, der still vor sich hinsieht. Ich gehe, ich habe keine Ahnung wohin, alles, was noch vor mir liegt, ist Abenteuer. Ich beschimpfe meine Füße nicht, wenn sie vom nicht erkennbaren Weg abwei-

chen, sie werden mich schon an den rechten Ort führen. Noch ein paar Tage, noch ein paar Jahre, und ich irre auch über den Tod hinweg. Wenn es wahr ist, daß sich Gott nur durch uns zu sich hinschleppen kann, soll er seinen Weg unangefochten über mich fortsetzen.

Doch auch von hier werde ich irgendwann einmal mit einem anständigen ärztlichen Abschlußbericht nach Hause gehen, und ich werde nur noch mit einem einzigen Staatsbeamten zu tun haben, mit dem Geldbriefträger, der jeden Monat mit meiner bescheidenen Rente in der Hand an der Tür klingelt. Wenn ich nicht schreibe, höchstens noch eine Ansichtskarte, gehört die Welt mir: Mit dem Rucksack auf dem Rücken kann ich Pilze sammeln im Wald. Ja, es wird ein kleiner scheuer, flehender Zug in meinem Gesicht bleiben, wenn ich mich in meiner verschlissenen Freiheit an einem sommerlichen Vormittag in einem der geflochtenen Armstühle eines Kaffeehauses bei den alten, griesgrämigen Revolutionären niederlasse. Mitunter klingelt auch das Telefon; am verabredeten Besuchstag teilen mir meine Kinder mit, daß sie erst in der nächsten Woche kommen können. Dann esse ich zusammen mit meiner Frau die Walderdbeeren in mich hinein, die ich für die Enkel unter den Tannenbäumen gepflückt habe. Ich verspottete das Alter in mir, noch bevor die Jugend es verspotten könnte. Dabei würde ich mich freuen, wenn sie sich zu mir an den Tisch setzten, und es tut mir auch gut, wenn mich einer von ihnen an das Tischende ruft und wenigstens so tut, als hörte er sich meine verstaubten Prahlereien an.

Tagsüber tauchen wir in den Werkstätten unter, schnipseln an Lederstücken herum, kleben Tüten, knüpfen Fußmatten, stecken Pflänzlinge, mähen das Gras am Hügel, harken den Kies auf der Promenade, doch man kann auch in dem übelriechenden Tagesraum untätig auf das Mittagessen warten. Wer nicht arbeitet, darf weder rausgehen, noch bekommt er

Geld, diskret streicht er umher, um sich von den rauchenden Arbeitern die Zigarettenkippe zu erbetteln. Die Mehrheit hat keine Erlaubnis, das Gelände zu verlassen, über den Zaun kann man zur Not abhauen, aber das Spitzelnetz ist weitverzweigt, und der Direktor erfährt alles. Durchbrennen ist vergeblich, der Personalausweis liegt im Panzerschrank, ohne Ausweis können wir uns weder anmelden noch eine Arbeit aufnehmen. Die Anstaltskleidung ist auffällig, der Ausreißer nächtigt nicht oft auf Parkbänken, der Polizei entgeht er nicht, und schon wird er vom Krankenwagen in die Anstalt zurückgebracht. Danach Schocken, die Tablettenration wird erhöht, das Taschengeld gekürzt. Es geht ein Brief an die ohnehin trägen Besucher, damit sie eine Weile nicht kommen. Der Direktor ist traurig, daß sich der Kranke nicht zu Hause fühlt, in seiner kleinen nachsichtigen Muster-gesellschaft. Diese Betrübniß vergeht langsam, der Chef ist empfindlich, der Ausreißer aber zahlt mit einer langen Unempfindlichkeit. In seiner Chemozwangsjacke taumelt er törricht zwischen den Säulen der Eingangshalle umher.

Es ist eine Dummheit, sich von hier fortzusehnen, die meisten Anstalten sind noch schlechter. Es kann dir passieren, daß du verlegt wirst. Es genügt ein freundschaftliches Telefongespräch zwischen zwei lächelnden Chefs. Von dort bringen zwei muskulöse Pfleger in einem weißen Auto jemanden, und von hier nehmen sie einen mit. Bei uns gibt es kein Gitter am Fenster, wir werden nicht in abschließbare Gitterbetten gesteckt, wir dürfen am Tisch mit Messer und Gabel essen. Bei uns herrscht freie Liebe, in Gruppen können wir auch ins Theater und ins Kino gehen. Einige, Begünstigte, darunter auch ich, dürfen, wenn wir vorbildlich arbeiten, draußen im Dorf wohnen, und in die Anstalt gehen wir, wie die Arbeiter zur Arbeitsstelle. Aber wenn uns selbst diese vielen Vergünstigungen nicht ausreichen, können wir erfahren, wie hart in der Nervenheilanstalt der Nachbarstadt durchgegriffen wird.

Dort werden von vorbestraften schwulen Pflegern mit

Hilfe geringer Gunstbezeugungen stramm gebaute, zwangsentwöhnte Alkoholiker zu Aufsehern erzogen. Auf ein Augenblitzen umstellen die Trunkenbolde den laut wimmern den Pflegling, der sich einem Liebesdienst widersetzt oder versucht, sich durch einen heimlichen Bissen Brot der Elektroschockbehandlung zu entziehen, und träge und gemütlich schlagen sie ihn windelweich. Alle hören das Geschrei, der nüchterne Verstand aber verlangt, daß sich weder Ärzte noch Mitpatienten neugierig zeigen.

Wir Zwangsbehandelten, die wir von den Strafverfolgungsorganen hier eingewiesen worden sind, verrichten unsere Arbeit in aller Stille. Wir behelligen die Obrigkeit nicht, der Direktor kann uns nicht entlassen, selbst wenn er uns entlassen wollte. Die verkalkten Alten und auch die ausgebrannten Schizophrenen sind ruhige Bürger des Kollektivs. Doch die anderen umschleichen die vorbeirauschenden weißen Kittel scharenweise und setzen ihnen zu mit der langweiligen Frage, wann sie nach Hause gehen können. Die Antwort ist sanft und eingeübt: »Wenn Sie gesund sind, mein Lieber, wenn Sie sich besser fühlen, im Herbst, im Winter, im nächsten Jahr.« Es kommt vor, daß jemand wütend aufstampt, er gehe mit Sicherheit am nächsten Montag! »Ja?« sagt der Arzt interessiert. Vielleicht läßt er ihn noch am Nachmittag in den Behandlungsraum bringen, der Erhaltungsschock schwächt die Reizbarkeit des Kranken ab.

Dies wissend, versuchen manche, sich einzuschmeicheln, bedanken sich süßlich für die Behandlung, und mit strahlendem Gesicht teilen sie mit, daß ihr Allgemeinbefinden phantastisch sei. »Warum wollen Sie dann unbedingt weg von hier?« fragt der Arzt und klopft ihm freundlich auf die Schulter. Mancher fragt auch, so wie man nach der Uhrzeit fragt, wann er nach Hause könne. Die Frage ist bedeutungslos: Er hat weder Familie noch eine Wohnung, und er will auch gar nicht weg von hier. Er möchte bloß den weiterhastenden Mann in Weiß für einen Augenblick aufhalten, ihn vielleicht berühren, möchte ein Lächeln von ihm und ein paar Schritte

neben ihm auf dem Flur gehen dürfen. Die Macht wird ihn vielleicht beim Vornamen nennen, wer weiß, wozu dieser flüchtige, persönliche Kontakt noch gut sein wird.

Das Flehen der Sich-Heimsehenden ist dem Arzt ein wenig lästig, er fühlt sich nicht gern als Gefängniswärter. Doch kann er sich auch nicht darüber hinwegsetzen, daß die Gesellschaft draußen gereizt über den Normen wacht und zur Vergebung nicht allzu begabt ist. Draußen gibt es so viele Anforderungen, daß die meisten der auf Probe entlassenen Kranken nicht Fuß fassen können. Entmutigt betteln sie wieder um Aufnahme. Doch verdächtig macht sich auch, wer nie danach fragt, wann er nach Hause darf. Es macht den Eindruck, er sei ausgebrannt. Mit einem kleinen bißchen Strom wird versucht, ihn aufzumuntern. Sich klug zu verhalten ist auch hier nicht einfach.

Der Direktor geht an uns vorbei, zwischen seinen widersprüchlichen Aufgaben ist er nervös, in Ermangelung eines Besseren setzt er sich neben mich, wir kennen uns von Kindesbeinen an. Ich versuche, in seiner Sprache zu sprechen, bis ich mich in den Kreis meiner irrigen Ideen zurückziehen kann, habe ich Kopfschmerzen. Sitz nur ruhig hier neben uns, und sag nichts. Nehmen wir doch nur durch ein Augenblinzeln Kenntnis voneinander, träge, wie die Katzen. Wir, die wir krank sind, können tatsächlich nicht ohne Aufsehen zu erregen eine Schachtel Zigaretten kaufen, überallhin nehmen wir unser linkisches Gebaren mit. Doch dir würde es auch nicht schaden, wenn du einmal dein eigenes vorführtest. Du würdest verstehen, warum ich in der Staatssicherheitszentrale für Monate das Reden verlernte, obwohl ich wußte, daß ich damit eine gesetzliche Handhabe zur Zwangsbehandlung gebe. Es macht kein großes Vergnügen, ein Leben lang auf idiotische Fragen ausweichende Antworten zu erfinden.

Du glaubst, du beobachtest uns, dabei haben in Wirklichkeit wir dich angesehen. Du bist kein schlechter Mensch, du

weiß, daß unsere Unterschiede relativ sind, und Scheußlichkeiten heckst du nur gerade so viele aus, um nicht von den anderen weggescheucht zu werden. Du hast recht, wir sind in den Normen des Handelns verunsichert. Wir sind über die Maßen von den unerwarteten Wendungen unserer Ideen in Beschlag genommen. Wir sind nicht begabt genug, euch mit parodistischer Ernsthaftigkeit zu imitieren, um uns in Freiheit herumtreiben zu können.

Doch wenn du nun schon mal hier bist, will ich es aussprechen: Auf der einen Seite sind wir Irre, und auf der anderen Seite seid ihr Idioten. Ihr habt uns hier eingeschlossen, um uns umzukrempeln, damit wir euch ähnlich werden, und mit euern Medikamenten schießt ihr uns ins Gehirn. Auch eure Psychiatrie ist bloß ein Symptom eurer Idiotie. Habt ruhig Angst vor uns! Verteidigt ruhig eure häßlichen kleinen quadratischen Allerweltsköpfe! Zwischen uns kann es keinen Frieden geben. Nicht nur, daß ihr in unseren Kopf greift, wir greifen auch in euern Kopf: Wir bekehren, wir verformen euch. Sieh dir den katatonischen Philosophen an, er steht jahrelang abseits hinter der Tür, er weiß genau, er braucht sich gar nicht zu rühren, seine Anwesenheit ist Mitteilung genug. Doch die Vorzüglichsten von uns irren dort unter euch herum, und heimtückisch erobern sie eure Kultur. Die großen Unzuverlässigen amüsieren sich so gut, daß uns die Augen funkeln.

Der anständige Idiot ist ernsthaft: Fortwährend unterscheidet er richtig und falsch. Lachen kann er nur über die anderen, und er haßt das Unwesen der Verständigungen. Streicht aus euern Kalendern den Tag des Gedenkens an den Verlust eurer Jungfräulichkeit, an den Tod eurer Mutter, an eure Verhaftung. Streicht alles, was euch je irgendeine glaubwürdige Erfahrung vermittelt hat: die ganze gebratene Ente, die ihr verzehrt habt, oder das Haus, das euch abgebrannt ist, den Krankenbesuch, als ihr euch ein bißchen hineinversetzt habt in die Haut eines anderen Menschen. Wenn ihr es auf dem Gefängnisflur verbietet, warum erlaubt ihr dann,

daß wir einander auf der Straße ohne höhere Anordnung grüßen?

Seid nicht ungehalten, ihr habt noch nicht die Kehrseite der Medaille gesehen. Ihr wißt bloß, was ihr möchtet und wovor ihr Angst habt. Dieser Mensch hier neben mir zum Beispiel muß sich ängstigen. Es war ihm beschieden, innerhalb einer Stunde so viel von der Welt zu begreifen, wie andere in einem Jahr nicht. Die Wahrheit brennt sich durch das Bewußtsein, wie die Pistolenkugel durch das Hemd. Die Mystik ist ein Unfall, eine Revolution im Gehirn. Gott ist eine Lichtgarbe, der Tod auch. Im Gehirn dieses Menschen bleibt die Wahrheit wie der Schorf nach einem Infarkt zurück.

Mein Lieber, irgendeine zweckbestimmte Blindheit hat dich dazu verurteilt, deine wichtigsten Erfahrungen nicht erfassen zu dürfen, als würdest du in einer vollgepackten Bäckerei das Brot nicht sehen. Ich fürchte, du erkennst in deinem Handeln die Strafe nicht und in der Strafe nicht dein Handeln. Wir alle sind Illustrationen von Verrenkungen. Was du für Überspanntheit hältst, das ist vielleicht nur der Irrweg des Verstands. Womöglich habt nicht ihr uns hierher verfrachtet, womöglich haben wir uns selbst durch euch hier eingesperrt.

Mit unseren sich untereinander berührenden Ellenbogen kümmern wir uns anscheinend nicht viel um den Banknachbarn. Trotzdem wissen wir, was mit ihm los ist. Wir besitzen eine Sprache, für die ihr kein Lehrbuch habt. Nicht immer verstehen wir die verkürzten gegenseitigen Hinweise, wenn ich aber einen Kieselstein in meine leere Pfeife stopfe und dann daran ziehe, machen die anderen kein Aufhebens davon.

Euch aber gebietet irgendeine empfindsame Strafverfolgungsmoral, uns heilend zu drangsalieren. In Ordnung, ihr fügt uns Schmerzen zu, aber warum wollt ihr, daß wir das auch noch gutheißen? Ihr gebt uns ein Bett und ein Mittagessen dazu, doch wir sind es überdrüssig, daß es Fleischbrühe

nur dann gibt, wenn wir auch die Medizin schlucken. Mit ausgetrocknetem Gaumen und steifen Beinen schleppen wir uns fort, wir ertragen diese lächerliche Arbeit, wir sortieren scheußliche Baumwollfäden, was ihr euch als Strafe für uns ausgedacht habt. Warum auch nicht? Wenn ihr wollt, nähen wir paarweise die Grashalme zusammen und zersägen die Luft. Durch die Sinnlosigkeit unserer Arbeit illustrieren wir gern die Sinnlosigkeit eurer Herrschaft.

Ich sitze auf der Bank und warte auf den König der Narren. Was ich als Ich bezeichne, ist verdunstet aus mir, wie das Wasser aus der Gießkanne. Ich und die Welt: Wir sind bloß zwei Namen für ein und dieselbe Sache. Ich fürchte Gott nicht, ich verbinde mich bloß mit ihm, wir wissen einer vom anderen. Den Eremiten oder den Laienbruder würde ich gern zu mir auf die Bank lassen, vom Bischof würde ich abrücken. Doch am meisten würde ich mich über den bleichen Rabbi freuen, der gewußt hat, daß auch der Tod nur eine Stufe auf dem Weg der Liebe ist. Man begrüßt seinen Freund, wenn er kommt, und fragt ihn nicht aus, ob der Freund auch existiere. Es ist angenehm, sich neben ihm auf der Bank zurückzulehnen, Ruhe breitet sich um ihn aus. Er sagt nichts, nicht einmal Gleichnisse, als jüngerer Mensch hat er schon so mancherlei gesagt. Die Wörter nehmen die Wahrheit in der Regel gefangen, das ganze Wörterbuch ist berufen, doch nur wenige Wörter sind auserwählt. Der Rabbi hier auf der Bank hat nicht einmal Lust, auch nur eines auszuwählen. Ich muß lächeln, weil der Gast an etwas Amüsantes gedacht hat. Ich halte ihn nicht zurück, ich kenne seine Schwäche: die auf sich selbst gerichtete Aufmerksamkeit auf den Umwegen der Welt. Lieber das eigene Licht, als das Licht der Welt. Es beginnt das Vergnügen, das Bewußtsein beißt sich, wie die Katze, in den eigenen Schwanz. Und wenn ich davon müde werde, sehe ich durch mich hindurch, wie durch ein angeschmutztes Fensterglas.

Das Bewußtsein benennt sein Objekt, grenzt es ab und tötet es dann. Das Bewußtsein spricht nicht zu dir, es spricht vielmehr von dir, und dann nicht einmal mehr von dir. Es geht über das hinweg, was es sich schon zu eigen gemacht hat, und es streicht verliebt um das herum, was ihm noch nicht gehört. Mein Verstand nimmt die ganze Menschheit in seine Partei auf, um dann die Mitglieder der Reihe nach auszuschließen, zu guter Letzt auch sich selbst. Wenn ich mich genau betrachte, kann ich mich gar nicht ansehen.

Mein Bewußtsein verspürt keinerlei Lust zu sterben. Es will sich von mir, der ich bald zerfalle, unabhängig machen. Eingeschlossen in mein Gehirn, stampft es, es möchte sich am liebsten ins Grenzenlose ausdehnen, für das Bewußtsein ist der Tod eine törichte Straßensperre. Es ist unfähig, dem Tod zuzustimmen, allenfalls duckt es sich vor ihm. Alle seine stoischen Reden sind Heuchelei. Indem es sich mit ihm abfindet, schwingt es sich sogar darüber hinweg und verliebt ihn sich ein. Es ist, als würdest du dem Tiger Spinat geben, er macht einen Satz, und schon zerfleischt er Gott. Es ist alles umsonst, der Tiger ist ein Fleischfresser.

Gott ist die Gesamtheit der Bedeutungen. Er beginnt da, wo die Welt endet. Er ist nicht die in den Dingen leuchtende Seele, sondern die Verneinung der Dinge. Wenn das größte Wissen sich selbst auf den Grund geht, zehrt es sich selber auf. Wenn es bloß sich selbst bewußt ist, wird es vernichtet. Gott braucht einen anderen Gott. Nicht nur innerhalb der unendlichen Reihe der Verdopplungen unter ihm, auch über ihm, über sich hinausblickende Götter.

Wenn Gott die Ruhe ist und die Ankunft in einem beleuchteten Haus, das ich nicht mehr verlassen muß, wenn ich um so gegenwärtiger bin, je näher ich ihm bin, warum jage ich dann trotzdem meinen Gütern nach? Manchmal scheint es mir, daß ich bloß meinen Schöpfer nachahme, er hat das Gute mit dem Bösen vermischt, er ist nur gar zu menschlich, er könnte auch ein Generaldirektor sein. Ich möchte aus seinem Unternehmen ausscheiden.

Herr, mein Gott, beginnen wir mit neuen Verhandlungen. Nimm den Tod zurück, sporne uns zur Unkeuschheit an, und wir werden dich lieben, wie einen Vater im Ruhestand. Wir, Kains Geschlecht, haben uns vermehrt, und wir sind auch über die Maßen klug: Schließe mit uns einen neuen Gesellschaftsvertrag. Aber dann keine Unbändigkeit! Dieser reizbare alte Herr mit dem geröteten Gesicht, der seinen Haselnußstock knallen läßt, ist schon etwas lächerlich. Aus diesem nervösen Zuhause gehen wir hinüber in das Haus der Gegenwart, wo unsere Mutter schon wartet.

Vielleicht gibt es nichts anderes: Entweder richte ich mich auf orientalische Art im Tod ein oder laufe auf westliche Art weg vor ihm, bis er mich einholt. Gott identifiziere ich dort mit dem Bild des Sich-nicht-vom-Fleck-Rührens und hier mit dem Bild des Reiseziels. Von Ost nach West, von West nach Ost, von meiner Mutter zu meinem Vater, von meinem Vater zu meiner Mutter. Zwischendurch krieche ich mit den anderen Verurteilten zusammen, ich bin ein Versager, du bist ein Versager, wie schlecht sind wir doch gelungen. Wir sind tatsächlich nicht so vollkommen wie unser himmlischer Vater. Beobachten wir die Sterne: Vielleicht wird gerade jetzt ein ironisches Wickelkind geboren, es sieht uns an und verfehlt sich nicht.

Er kann Weltgesetz sein, Generaldirektor oder meine bessere Hälfte, egal. In meinen schweren Stunden, wenn ich lieber zu existieren aufhören würde, damit ich bloß keinen Menschengeroch spüren muß, hole ich aus dem Schrank des Selbstbewußtseins den Namen Gottes hervor, damit er mich mit meiner muffigen Verwandtschaft verbindet. Ich stelle ihn mir als den Maßstab der größten Freiheit vor. Ich besitze keinen tragfähigeren Gedanken. Ich kann das Gute tun, das Böse meiden und mein Denken läutern. Es steht in meiner Macht, ändern nicht anzutun, was ich nicht will, daß mir geschieht. Wenn ich mich gegen Gott entscheide, sperre ich mich in das Staatsgefängnis ein, sei es nun als Sträfling oder als Gefängnisaufseher. Entscheide ich mich für Gott, dann

sind alle Strafverfolgungsorgane ein vergänglicher Irrtum, die Milch aber oder die Milchstraße nicht.

Das Bewußtsein beugt sich zu sich selbst zurück und öffnet sich wie ein Fallschirm. Ich bin hier, vielleicht nur fortgehend, Abschied ist Kennenlernen. Alles, was ich tue, ist eine Verdopplung der Welt, vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht konzipiere ich. Die Frage verschlingt den Gefragten, dabei ist die Frage, warum ich lebe, daran gemessen, daß ich lebe, eine Nichtigkeit wie der Fliegendreck auf der Weintraube. Die Wörter sind dunkel, ich umgehe den Text wie einen morschen Bretterzaun, dahinter liegt die Erkenntnis.

Ich kann die Wahrheit vor meinen Augen verbergen, bloß ich kann mich nicht vor ihr verbergen. Herr, mein Gott, ich erkenne an, daß du das Licht selbst bist, aber ich habe die Befürchtung, du kannst dich selbst nicht vom Licht unterscheiden. Die Finsternis ist eine andere Art von Licht, hier in der Finsternis habe ich eine gute Wohnung, ich würde hier umherkrabbeln, solange es geht. Auf dem verrotteten Dach wächst Moos, Regen prasselt, Vögel stehen darauf, es herrscht Sauberkeit, ich will nicht weg von hier.

Wenn ich gut gearbeitet habe, verliere ich mich in der Welt, doch dort, wo etwas nicht in Ordnung ist, taucht der Monteur auf. Es bedarf dazu bloß eines haarfeinen Risses im Sein, schnurstracks erscheint Gott. Wo die Welt einen Sprung bekommt, trittst du wie ein Lehrer mit zerfurchtem Gesicht, der im Chor den Tenor singt, aus dem Kreis der Erscheinungen hervor. Oder du trittst hervor wie eine Erzieherin mit schmalen Lippen, die die Anstandsregeln kennt, mich aber dadurch noch lange nicht verzaubert. Ich fürchte, dein Anteil ist das Soll, und das ist langweiliger als das Haben: Der Geist reißt entweder Possen, oder er erzieht. Wir Menschen sind eine frivole Gesellschaft, wir bangen darum, ob auch der nächste Akt unterhaltsam genug sein wird. Wenn uns die Hölle gut unterhält, dann wollen wir die Hölle.

Ich finde mich im Leib der Finsternis zurecht, hebe mich bitte nicht von hier heraus, ich will nicht Licht sein, ich will

nicht erlöst sein, ich habe einen grauen Kaftan, Meister. Das Bewußtsein zeigt die Dinge an, wenn nicht anders, dann dadurch, daß es ihnen Namen gibt, das Wort denunziert sein Objekt. Die Kartoffel in der Erde zeigt nichts an, sie regt sich ein bißchen hin und her, dann wird sie gegessen. Wer es mit der Finsternis hält, der gibt sich ihr hin: Verzehre mich ruhig, ich erschöpfe mich sowieso nicht. Du brauchst mich für dein Spiel, Meister, ohne mich kannst auch du nicht sein. Du setzt dich nieder auf mich, wie ein Vogel auf den Ast, doch warum sollte der Baum zum Vogel werden wollen. Du bist ein verdrießlicher Gast an unserem gedeckten Tisch, du ißt nicht vom Braten, du erzählst lieber Schlechtes von den anderen. Ein Friedhof ist nicht viel, aber es kann sein, Meister, daß du noch ärmer dran bist.

Herr, mein Gott, ich würde es sehr gern sehen, wenn ich dich nicht an die Wand drücken könnte, wenn du üppiger wärst als die einfachste Unterhaltung in der Backstube zwischen Hausfrauen, denen das Brot wichtiger ist als die Waage. Berührungen sind bloß mit einem sehr beschränkten Teil der Erscheinungen möglich. Gott ist nur Gott, und über die eine Art kann ich nicht vielerlei sagen. Vielleicht langweilt er sich selbst auch im eigenen Licht und sogar unter uns. Vielleicht würde er es gern sehen, wenn wir uns noch mehr unterscheiden. Dafür müßten wir für unsere Füße den einzigen Weg finden, der wahrscheinlich dort entlang führt, wo es gar keinen Weg gibt.

Gott kann bloß in der Welt wohnen, er taucht in jenen verfehlten Versuch ein, den auch er nicht überwinden kann. Die Welt ist unten. Unten ist der Niedergeschlagene, der bröcklige Humus der Geschichte, allesamt, die wir nicht gelingen konnten. Über uns huscht die schülerhafte Vorstellung von der Vollkommenheit, für mein Bewußtsein ist mein Körper nichts als ein Fehler. Ich liege im Unrat meiner Einfalt und treibe Keime, ich werde fortwährend beerdigt, sie schwenken ihre Hüte über mir, aber ist es nicht komisch, daß ich immer und immer wieder beerdigt werden kann? Sie

wird betäubt in der Welt, die Sprache, und sie kann zu nichts anderem gelangen als zum Verhältnis von Wort und Ding. Dein Name, Herr, mein Gott, ist die Zusammenfassung der Sprache. Alles, was ich außerdem noch sage, ist Widerstand. Verzeih mir, ich weiß, ich kann nicht ein Leben lang mit jemandem ringen, den es nicht gibt.

Tibola, der ehemalige Staatsanwalt, bemühte sich nach der Revolution darum, auch mir ins Jenseits zu verhelfen, doch hier in der Anstalt haben wir uns aneinander gewöhnt. Ich lache, wenn er mich mit marktschreierischem Gebaren nach meiner verbrecherischen Tätigkeit ausfragt und für mich die Todesstrafe fordert. Während der Revolution hatte er sich in einem leeren Weinflaß versteckt, obwohl er von niemandem gesucht wurde, er bekam Rheuma und Rachedurst. »Ich hatte siebzehn Vollstreckungen durch Erhängen«, sagt er, als zähle er leere Bierflaschen. »Die achtzehnte«, und er macht mir einen Kratzfuß, »hat mir die Politik genommen. Wenn es an mir gelegen hätte, würden Euer Gnaden sich jetzt nicht hier an der Sonne wärmen.« Es gibt Tage, an denen ich nicht mit ihm rede, in solchen Zeiten stiehlt er sich bei mir ein, und wenn ich mir eine Zigarette anstecke, überstürzt er sich förmlich, um mir ein brennendes Streichholz zu reichen. Sein Gefühl für Humor wird durch Schnaps aufgeplustert, manchmal biete ich ihm meine Taschenflasche an, zuerst nehme ich einen Zug, der Rest gehört ihm. Er ist der einzige in der Anstalt, nach dem ich die Flasche nicht an den Mund setze.

Im großen Verhandlungssaal sah mich Tibola kein einziges Mal an, er schraubte an der Kappe seines Füllhalters herum, er hob nicht einmal seine Stimme, als er die Todesstrafe beantragte. Monatelang nichts als die Dunkelheit der Zelle, und jetzt war selbst Tibolas angeschimmeltes Gesicht in dem vom Fenster her schräg einfallenden Lichtbündel eine Sehenswürdigkeit. An mir interessierte ihn nichts, nur mein Tod interessierte ihn, und der auch nur, um die Akte schlie-